

1. Beschreiben Sie die Wirtschaftsweise der Ewenken und Burjaten vor dem 20. Jahrhundert. Entspricht diese der Vorstellung vom «homo oeconomicus»?
2. Wie verändert das Vordringen der Geldwirtschaft das Wirtschaftsverhalten der Ewenken?
3. Wie verhalten sich Geld und die *carrying capacity* der Erde zueinander?
4. Die Logik des Geldes zwingt zu künftigen Mehrerträgen, argumentiert Binswanger. Das würde bedeuten, dass wir ohne diese Logik viel genügsamer leben könnten. Viele Bedürfnisse und Präferenzen würden in unserem Leben keine Rolle spielen. Teilen Sie diese Argumentation?
5. Leuchten ihnen die Metaphern von Biotop und Horizont ein? Was meint Binswanger mit der ursprünglichen Bedeutung von Ökonomie als «gutem Haushalten»?

Realität des Geldes nicht ernst nehmen, noch zu einer Umweltkrise, weil wir die Realität der Natur mißachten. Vielmehr gilt es, nicht nur die Möglichkeiten auszuschöpfen, welche die Dynamik des Geldes bietet, um neue Lösungen für eine umweltkonforme Ausrichtung der Investitionen zu finden, sondern auch diese Dynamik so zu bändigen, daß sie sich nicht verselbständigt und in ein nicht mehr kontrollierbares quantitatives Wachstum einmündet. Die Geld-Schöpfung, die im Belieben des Menschen steht, muß der Natur-Schöpfung, die nicht Sache des Menschen ist, untergeordnet werden. Wir müssen wieder Ökonomie lernen im ursprünglichen Sinne des »guten Haushaltens«. Dann – nur dann – kann es auch gelingen, die ökonomisch-ökologische Synthese herzustellen, die wir suchen.

SM
1/25

Wo Geldwirtschaft entsteht, verändert sich der Mensch

Ein Beispiel aus Sibirien

In einem Zeitungsbericht der *Neuen Zürcher Zeitung*¹ über die Ewenken und Burjaten, zwei sibirische Völker, die am Baikalsee leben, wird darauf hingewiesen, daß sie lange Zeit einen archaischen Lebensstil bewahren konnten und sich nur zögernd auf die moderne Lebensweise einlassen. In diesem Bericht schildert der Verfasser seinen Besuch bei einer Ewenkenfamilie. Er schreibt:

Zum Frühstück gibt's Tee, wie immer, Bratkartoffeln, weichgekochte Eier und rohen Fisch aus dem Baikalsee, den Schenja kurz vor der Jagd noch gefangen hatte. Wie schon sein Vater, fährt auch er auf den See hinaus und weiß alles über Wind und Tiere. Und doch unterscheidet sich Schenja von seinem Vater, der sagt: »Nimm so viele Fische aus dem See, wie du unbedingt zum Leben brauchst, nimm keinen Fisch mehr, die Natur will es so.« Schenja fischt heimlich ein Mehrfaches und bringt die Fische an einen anderen Ort, bevor er ins Dorf zurückkehrt, damit sein Vater nichts davon erfährt.

Diese Schilderung von Schenja, der mehr fischt, als er unbedingt braucht, ist eine sehr genaue Darstellung des Anfangs des Wirtschaftswachstums. Es erhebt sich die Frage: Warum fängt der junge Fischer mehr Fische als sein Vater? Als erstes können wir die allgemeine Feststellung machen: Der Mensch ist offensichtlich ein Wesen, das fähig ist, mehr zu wollen, als es braucht. Beim Menschen müssen sich die Aussagen »man arbeitet, um zu essen« und »man ißt, um zu arbeiten« nicht die

Waage halten; vielmehr dominiert bei ihm die Aussage »man arbeitet, um zu essen«. Er ißt gerne mehr, als er braucht, um zu arbeiten. Das unterscheidet u. a. den Menschen vom Tier.

Aber diese Feststellung – so wichtig sie an und für sich ist – kann nicht genügen, wenn man erklären will, warum Schenja gerade am Ende des 20. Jahrhunderts anfängt, mehr zu fischen als sein Vater. Die Ewenken und Burjaten sind ein sehr altes Volk. Es ist überliefert, daß ein Teil der Ewenken und Burjaten nach Norden und Westen ausgewandert ist, und daß von ihnen die Indianer Amerikas und die Eskimos der nördlichen Polarkreise abstammen. Das war vor vielen Jahrtausenden. Seit dieser Zeit haben sie so gelebt wie Schenjas Vater. Die grundsätzliche anthropologische Fähigkeit, mehr zu wollen, als man braucht, kann daher nicht die Erklärung dafür sein, warum Schenja 2000 Jahre nach Christi Geburt plötzlich anfängt, seine Fischbeute zu vergrößern.

Die anthropologische Erklärung trifft um so weniger zu, als sich erweist, daß die Menschen am Baikalsee früher gar nicht so schlecht gelebt haben, ja unter Umständen sogar besser als heute. Im genannten Bericht heißt es nämlich auch:

Ihre Kultur betreffend, hat mir Professor Melnikow in Nowosibirsk versichert, sei heute erwiesen, daß diese Völker einen höheren Lebensstandard hatten als die Eroberer des Westens. Und tatsächlich stimmen alle Ewenken, die ich hier besuche, darin überein, daß sie früher mehr und bessere Kleider, mehr und gesünder zu essen hatten, große Hochzeiten feierten und daß sie kaum Krankheiten kannten, außer der Epilepsie, die von den Schamanen geheilt wurde.

Das heißt, sie haben auch früher schon in einem gewissen Ausmaß mehr gegessen, als sie brauchten, um zu arbeiten, aber sie hatten bei einem bestimmten Überschuß Halt gemacht. Sie wollten *mehr*, aber sie wollten nicht *immer* mehr. Offensichtlich hat dieses *immer mehr* wegen der ungleichen Verteilung dieses *mehr* sogar einen großen Teil der Bevölkerung ärmer gemacht.

Und trotzdem das plötzliche Begehren nach Steigerung des Ertrags und des Erlöses. Warum? Das Beispiel der Ewenken

und Burjaten ist deswegen so interessant, weil hier eine weitere denkbare Antwort verwehrt wird, die uns Europäern besonders naheliegt, wenn wir unser Streben nach ständiger Steigerung der Überschüsse verstehen wollen. Wir sagen, daß unsere Kultur dafür verantwortlich ist, weil sie durch die jüdisch-christlich-griechische Tradition geprägt ist und diese Tradition in spezifischer Weise den Menschen von der Natur entfernt, ihn der Natur gegenüberstellt. So wird er in die Lage versetzt, sie mit Hilfe der Technik zu manipulieren, sich also nicht ihren Gesetzen zu fügen, sondern umgekehrt sich die Natur untertan zu machen. Ein Ableger dieser Tradition, nämlich der sozialistische Fortschrittsglaube, hat schließlich auch die sibirischen Völker erreicht. Keineswegs aber ist dieser Glaube – wenn man dem Bericht folgt – maßgebend für ihren Lebensstil geworden. Ihre eigene kulturelle Tradition blieb und bleibt für sie immer noch ausschlaggebend.

Was hat sich also wirklich geändert? Was ist zu Ende des 20. Jahrhunderts so neu, daß es Schenja zur Änderung seiner Wirtschaftsweise bewegen kann? Die Antwort ist eindeutig. Neu ist die Möglichkeit, einen Mehrertrag der Fische nicht einfach nur selbst zu verspeisen oder allenfalls bei den Nachbarn, die sich mehr der Landwirtschaft widmen, gegen Brot und Gemüse einzutauschen, sondern ihn auf dem Markt gegen Geld zu verkaufen. Die Geldwirtschaft ist neu – die Geldwirtschaft, die in der sozialistischen Wirtschaft zweifellos langsamer Fuß gefaßt hat als bei uns. Sie prägte aber schon vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch im Osten bis hin nach Sibirien immer mehr das Wirtschaftsleben.

Schenja bekommt Geld, wenn er die Fische verkauft. Das Geld aber läßt sich anhäufen. Es verdirbt nicht. Es läßt sich ständig vermehren. Man hat von ihm nie genug. Denn es ist geeignet, gegen x-beliebige Konsumgüter eingetauscht zu werden, auch gegen solche, die man noch gar nicht kennt, aber schon irgendwie erträumt. Aber man kann Geld nicht nur gegen Konsumgüter eintauschen, sondern auch gegen Investitionsgüter, z. B. gegen ein größeres Boot, mit dem es möglich ist, noch mehr zu fischen, noch mehr Geld zu erwirtschaften. Oder man kann das Geld auf einem Sparguthaben anlegen, das

einen Zins trägt, so daß sich das Geld, wie es scheint, von selbst vermehrt. Lohnt es sich wegen einer solchen Möglichkeit nicht, mehr, immer mehr Fische zu fangen? Schenja hat diese Frage mit Ja beantwortet.

Noch etwas anderes wird aber an diesem Beispiel deutlich. Es demonstriert, was *produzieren* eigentlich heißt und woher der Mehrertrag stammt, der sich in Geld verwandelt. Er stammt im wesentlichen aus der Natur, aus der Ausbeutung der Natur im wörtlichen Sinne, z. B. aus der Beute beim Fischfang. Und Mehrproduktion bedeutet vor allem: Vermehrung der Beute. Dies muß deutlich hervorgehoben werden. Denn immer noch herrscht die Vorstellung, daß der Mehrertrag entweder aus der Ausbeutung der Arbeit stamme oder aber das Resultat eisernen Leistungswillens, in Kombination mit großer Sparsamkeit oder intensiver Forschung sei.

Selbstverständlich spielen diese beiden Faktoren ebenfalls eine Rolle. Dabei können sie sogar manchmal zusammenfallen, wie etwa bei Schenja, der sicher länger fischen und auf einen Teil seiner Muße verzichten mußte, wenn er mehr Fische fing. Diesen Mehraufwand an Arbeitszeit kann man dann ebensogut als Selbstausbeutung wie als eisernen Fleiß deuten. Er mußte vielleicht auch einmal auf Konsum von Fischen verzichten, um mehr Fische auf dem Markt verkaufen zu können. Er hat also auch gespart. Aber dies ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß dieser zusätzliche Aufwand an Arbeit und Sparen, wenn er einmal stattgefunden hat, später wieder durch zusätzliche Ausbeutung der Natur reduziert werden kann, nämlich durch Ausbeutung von Energiequellen, die genügend Energie liefern, um die bisher aufgewendete Arbeit zu ersetzen, und darüber hinaus auch zu verdoppeln, zu verzehnfachen, zu ver Hundertfachen. Schenja kann, unter Umständen auf Kredit, z. B. ein Motorboot kaufen und in kürzerer Zeit ein Vielfaches von dem fischen, was er ohne Benzin fischen konnte. Dadurch kann er die Selbstausbeutung bzw. seinen Fleiß oder seinen Sparwillen wieder einschränken.

Allerdings ist zuzugeben: Irgendwann vorher und woanders hat auch die Erfindungsgabe in diesem Prozeß eine Rolle gespielt. Dies bleibt gültig. Zweifellos liefert der menschliche

Geist neben der Natur einen dauernden zusätzlichen Beitrag zum Mehrertrag. Ja, der Geist kann auch zum Teil die Natur ergänzen, wenn neue Güter produziert werden, die sich vor allem durch Qualität auszeichnen. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Mehrproduktion – immer noch – vor allem aus der Natur stammt und der Geist meist nur der Förderung dieser Mehrproduktion dient. Das beweist der steigende Rohstoffverbrauch.

Produktion heißt daher – weiterhin – vor allem Verwandlung von Natur in geldwerte Waren und schließlich in Geld, und zwar in Geld, das sich selber in seiner Substanz immer mehr von der Natur löst, weil es aus bloßem Papier beliebig hergestellt werden kann und schließlich nur noch aus Zahlen besteht, die in Bankkonten aufgeschrieben werden (Buchgeld). Es kann deshalb praktisch auch unendlich vermehrt werden, ohne an natürliche Grenzen zu stoßen. Man spricht somit zu Recht von Geld-*Schöpfung*. Indem alle Produkte unter dem Geldaspekt erscheinen, lösen sich die Bande, welche die Produktion ursprünglich an die – begrenzte – Natur gebunden hatten: Die Natur erscheint im Bereich der Geldwerte auf einmal ebenso unendlich vermehrbar wie das Geld selbst. In Wirklichkeit wird sie aber gerade wegen dieser scheinbaren Unendlichkeit erst recht ausgebeutet und zerstört, wenn bestimmte Grenzen der Beanspruchung überschritten werden.

Wir haben so die Bedeutung des Geldes als Lockmittel zum Wachstum der Wirtschaft erkannt. Aber: Ist es nicht in unser Belieben gestellt, ob wir uns locken lassen wollen oder nicht? Besteht die Lockung einfach darin, daß durch das Geld die Möglichkeit geschaffen wird, natürliche Ressourcen oder Waren aus dem Boden oder aus Regionen herbeizuholen, die man gar nicht kennt, deren ökologischer Begrenzungen man sich nicht bewußt ist und die daher als unerschöpfliche Reservoir von Ressourcen- oder Warenvorräten erscheinen? Ist es daher nicht einfach notwendig, sich deutlich zu machen, daß es ein Raumschiff Erde gibt und daß dieses Raumschiff Erde eine einheitliche, in sich geschlossene ökologische Nische ist, deren *carrying capacity* genauso Rechnung getragen werden muß wie derjenigen des Baikalsees, nur jetzt eben insgesamt, für die

ganze Menschheit, nicht mehr lokal für die Ewenken und Burjaten? Das mag schwierig sein, weil es nicht nur vieler Informationen bedarf, sondern auch der Bereitschaft, diese Informationen aufzunehmen, die ja nicht mehr wie früher vom Vater auf den Sohn vererbt werden. Aber – so läßt sich argumentieren – es muß doch möglich sein.

Man müßte offensichtlich nur beherzigen, was Konrad Lorenz, der große Biologe und Mahner für den Schutz der Umwelt, einmal gesagt hat:

Das ist die Romantik der Nichtromantiker, daß man alles machen kann. Die glauben, daß, wenn die nächste große Energiekrise eintritt, man Energie aus dem Nichts erzeugen wird: Wenn ich mehr und mehr Energie erzeuge, bringe ich [aber] den Planeten um (...). Die wollen doch nur verkaufen, verkaufen, verkaufen. Wir brauchen Energie, weil man uns Gegenstände verkaufen will, zu deren Erzeugung man viel Energie braucht. In Wahrheit brauchen wir das alles gar nicht.

Und er fügt hinzu:

[Es geht] um die Wiederherstellung der unmittelbaren Wirklichkeit der Natur.²

Es geht also, so meint Lorenz, darum, das Wissen von Schenjas Vater auf die ganze Menschheit zu übertragen.

Dieses Wissen ist zweifellos notwendig, wenn wir die ökologische Krise überwinden wollen, in die wir geraten sind. Aber genügt es? Genügt es, um den Weg, den Schenja eingeschlagen hat, wieder zu verlassen? Solange wir nur bei Schenja und seiner Wirtschaftsweise bleiben, scheint diese Antwort positiv beantwortet werden zu können. Warum soll Schenja nicht einfach wieder zur Genügsamkeit zurückkehren, zu einem Fischfang, der ihm und seiner Familie genügt, vielleicht sogar reichlich genügt, aber doch schließlich genügt? Er hat einen Ausflug in den Überfluß gemacht, aber er kann – aus Einsicht – wieder zum ursprünglichen Zustand zurückkehren.

Was hindert ihn daran als eben die mangelnde Einsicht? Wenn diese fehlt, dann muß man eben die Bemühungen um diese Einsicht verstärken!

Aber vielleicht genügt heute die bloße Einsicht nicht mehr? Vielleicht läßt das Geld den Menschen nicht mehr los, wenn er sich einmal seiner Logik unterworfen hat. Vielleicht gibt es tatsächlich einen Zwang zum quantitativen Wachstum der Wirtschaft, d. h. zur forcierten Unterwerfung der Natur unter die Zwecke der Ökonomie – einen Zwang, der nicht gegeben ist außerhalb der Geldwirtschaft. Vielleicht ist er auch noch nicht gegeben am Anfang der Geldwirtschaft, in der Wirtschaftsweise Schenjas. Er scheint aber zunehmend stärker zu werden, je mehr man das Geld vor allem zu Investitionszwecken sowie zum Ausbau der Infrastruktur benötigt, d. h. zur Bereitstellung von Geräten und Maschinen verwendet, die dazu dienen, die Natur noch besser, noch vollständiger in den Griff zu bekommen.

Vieles spricht dafür. Schon Schenja dürfte es schwerfallen, auf den größeren Fischfang zu verzichten, wenn er einmal ein Boot gekauft und dafür einen Kredit aufgenommen hat, in Erwartung künftiger Mehrerträge, wenn also das Boot zu Kapital geworden ist, das sich rentieren muß. Erst recht gilt dies aber für die heutige Wirtschaft, die in ihrer Gesamtheit auf ein dichtes Netz von Kreditbeziehungen aufbaut. Diese werden im wesentlichen getragen vom Bankensystem, das über die Kreditgewährungen neues Geld = Bankgeld (sowohl im Sinne von Papier- wie Buchgeld) schafft, wobei das neue stoffwertlose Geld gesamtwirtschaftlich nur so weit Geltung hat bzw. behält, als sich die Kredite durch Gewinne aus den mit diesen Krediten finanzierten Investitionen rechtfertigen. Das neue Geld ist ja nichts anderes als Schulden des Bankensystems, die man als Schulden (= Forderungen gegenüber der Bank) stehen bzw. gelten läßt, weil man über sie zu Zahlungszwecken, d. h. als Geld, verfügen kann. Dies setzt aber die Zahlungsmöglichkeit der Banken und als Grundlage dafür die Rentabilität der Wirtschaft voraus. Wenn diese nicht gegeben ist, wenn die Kapitalanlagen nicht halten, was sie versprechen, gerät das ganze Kreditnetz und damit die Wirtschaft in Unordnung und unter

Umständen in eine Krise. Nicht nur das Kapital, sondern auch das neue Geld würde wertlos.

Diese Vernetzungen erschweren es, vom einmal eingeschlagenen Weg Abstand zu nehmen. Denn wie sollen gesamtwirtschaftlich Gewinne in Geld erzielt werden, wenn nicht ständig neues Geld zufließt? Gewinne sind ja schließlich nichts anderes als ein Überschuß der Geld-Einnahmen über die Geld-Ausgaben. Denen stehen selbstverständlich auch Verluste gegenüber, d. h. Überschüsse der Geld-Ausgaben über die Geld-Einnahmen. Die Wirtschaft funktioniert aber nur, wenn im Saldo die Gewinne dominieren. Wenn dies nicht der Fall ist, wenn kein Gewinnpolster vorhanden ist, würde jeder Verlust sofort zum Bankrott der Verlust-Betriebe führen, was zum Ausscheiden der betreffenden Betriebe führen müßte. Das Resultat wäre eine kumulative Schrumpfung der Wirtschaft.

Wie können aber die Gewinne dominieren, d. h. die Einnahmen insgesamt stets größer sein als die Ausgaben, wenn doch die Einnahmen der einen im Prinzip die Ausgaben der anderen sind? Offensichtlich nur, wenn ständig Geld zufließt. Dieser Zustrom von Geld erfolgt heute im wesentlichen über das Bankensystem mittels Kreditgewährung, d. h. durch die sogenannte Geld- und Kreditschöpfung. Die Kreditaufnahmen rechtfertigen sich aber – vom Staatssektor abgesehen – nur, wenn sie zu neuen gewinnbringenden Investitionen führen und aus den Gewinnen auch die Zinsen bezahlt werden können. Wenn man die Möglichkeit zur Kreditaufnahme oder zu gewinnbringenden Investitionen einschränkt, indem man z. B. den Zugriff zur Natur behindert, wird die Voraussetzung in Frage gestellt, auf der die moderne Wirtschaft aufbaut: die Möglichkeit zur gesamtwirtschaftlichen Gewinnerzielung, bei der sich der eine nicht nur auf Kosten eines anderen bereichert.

Die Problematik, vor der wir stehen, läßt sich im phänomenologischen Sinne verdeutlichen, wenn wir die alte Wirtschaftsweise von Schenjas Vater mit der modernen, auf Geldziele ausgerichteten Wirtschaftsweise bezüglich ihres spezifischen *Orts* und ihrer spezifischen *Zeit* vergleichen. Der Ort, in dem Schenjas Vater wirtschaftet, ist phänomenologisch gesehen, der in sich geschlossene Raum des Biotops (hier der Baikalsee). Die

Zeit ist entsprechend der ökologische Kreislauf, in dem sich in einem zeitlichen Rhythmus Entstehen und Vergehen abwechseln, so daß der Anfang immer wieder an das Ende anschließt.

Demgegenüber ist der phänomenologische Ort der neuen Geldwirtschaft, die mit Schenjas neuer Wirtschaftsweise beginnt, der Horizont. Es ist der Ort, der in dem Ausmaß in die Ferne rückt, als man auf ihn zuschreitet, obwohl er in endlicher Ferne zu liegen scheint. Die diesem Horizont der modernen Wirtschaft entsprechende Zeit ist deshalb diejenige des dauernden Fort-Schritts, mit dem man sich auf diesen Horizont zubewegt.

Der Distanz zum Horizont entspricht der Geldwert (Barwert) des investierten Kapitals, der sich aus der Vision der Zukunft – genauer: aus der Summe der auf heute bezogenen (durch den Zinssatz dividierten) zukünftigen Erträge – ergibt. Das Kapital entwertet sich zwar in dem Ausmaß, wie es sich real verbraucht, indem die Geräte und Maschinen, in denen sich das Kapital konkretisiert, veralten. Aber es wertet sich wieder auf durch die aus den Abschreibungen finanzierten Ersatzinvestitionen. So behält das Kapital in der fortschreitenden Zeit immer seinen Wert, ähnlich wie der Horizont immer in gleicher Distanz bleibt, auch wenn man sich ihm nähert.

Dieser Sachverhalt läßt sich in mathematischer Form verdeutlichen. Man investiert heute ein bestimmtes Kapital, das erwartungsgemäß einen Jahresertrag in der Höhe von jeweils E abwirft. Der Barwert jeden Ertrags ist umso geringer, je später er anfällt. Der Barwert des gesamten investierten Kapitals B ist dann gleich der Summe der mit dem als konstant angenommenen Zinssatz i abgezinsten künftigen Erträge. Wenn man annimmt, daß die Erträge sich unendlich lang fortsetzen ($n \rightarrow \infty$), weil immer entsprechende Ersatzinvestitionen vorgenommen werden, ist der Barwert B des investierten Kapitals gemäß der Formel für die Summe einer unendlichen geometrischen Reihe:

$$B = \lim_{n \rightarrow \infty} = \frac{E_1}{(1+i)} + \frac{E_2}{(1+i)^2} + \dots + \frac{E_n}{(1+i)^n} = \frac{E}{i}.$$

Der Barwert der Summe einer *unendlich* langen geometrischen Reihe ist also eine bestimmte *endliche* Größe. Es sei z. B. $E = 100$ DM und der jährliche Zinssatz betrage 4% ($i = 0,04$), so ist $B = 1600$ DM.

Zur Verdeutlichung des Vergleichs mit dem Horizont wollen wir von einer historischen Zeitreihe ausgehen und die einzelnen Jahre, für die der Barwert berechnet wird, getrennt betrachten. Nehmen wir an, wir investieren im Jahr 2000 einen bestimmten Betrag, der ab dem Jahr 2001 einen jährlich gleichen Ertrag E_t ($t = 1, 2, 3, \dots$) abwirft; dabei identifizieren wir $t = 0$ mit dem Jahr 2000, $t = 1$ mit dem Jahr 2001, $t = 2$ mit dem Jahr 2002 usw. Es wird erwartet, daß die Ertragslage immer gleich bleibt. Dann gilt für den Barwert B_t ($t = 0, 1, 2, \dots$):

$$B_0 = \lim_{n \rightarrow \infty} = \frac{E_1}{(1+i)} + \frac{E_2}{(1+i)^2} + \dots + \frac{E_n}{(1+i)^n} = \frac{E}{i},$$

$$B_1 = \lim_{n \rightarrow \infty} = \frac{E_2}{(1+i)} + \frac{E_3}{(1+i)^2} + \dots + \frac{E_n}{(1+i)^n} = \frac{E}{i},$$

$$B_2 = \lim_{n \rightarrow \infty} = \frac{E_3}{(1+i)} + \frac{E_4}{(1+i)^2} + \dots + \frac{E_n}{(1+i)^n} = \frac{E}{i},$$

usw.

Obwohl jedes Jahr ein Ertrag E_t anfällt und konsumiert (!) wird, bleibt der Barwert immer gleich. Zwar werden im Barwert B_1 des Jahres 2001 der Ertrag E_1 , im Barwert B_2 des Jahres 2002 die Erträge E_1 und E_2 , im Barwert B_3 des Jahres 2003 die Erträge E_1 , E_2 und E_3 usw. nicht mehr mitgezählt, weil sie konsumiert worden sind, aber aus dem Unendlichen wachsen stets neue (erwartete) Erträge zu!

Dem Barwert B_t entspricht die Distanz zum Horizont, die immer gleich bleibt, auch wenn man auf ihn zuschreitet, und dem Ertrag E_t , den man jährlich konsumiert, die Strecke, die man bei der »Annäherung« an den Horizont durchschreitet.

Der Horizont übt eine große Anziehungskraft aus: Er hat die Attraktivität des Entfernten, noch nicht Erreichten. Aber er

liegt doch in sichtbarer Nähe. Man glaubt, ihn gleich erreichen zu können und bemerkt nicht, wie er sich dem Auf-ihn-zuschreitenden entzieht. Es ist ein Ziel, das immer Ziel bleibt. Es ist Gegenwart und Zukunft zugleich: gegenwärtige Zukunft.

Wir haben heute die schwierige Aufgabe, eine Verbindung herzustellen zwischen den Anforderungen, die sich aus der Phänomenologie des Horizonts ergeben und denjenigen, die zur Phänomenologie des Biotops gehören. Der erste Schritt dazu ist zweifellos, daß wir uns der ungeheuren Attraktivität des Horizonts, der steten Vergegenwärtigung der Zukunft, bewußt werden und auch der Tatsache, daß man den Weg auf den Horizont zu nicht ohne weiteres verlassen kann, ohne die Orientierung zu verlieren. Dann – erst dann – können und müssen wir allerdings auch die Schranken, die der Horizont bildet – jeder Horizont ist beschränkt! –, durchbrechen, um zu realisieren, daß die Welt rund und endlich ist und daß man beim Schreiten auf den Horizont zu schließlich wieder dort ankommt, von wo man ausgegangen ist: beim Biotop, das die Welt ist. Hier begegnet man auch wieder der Vergangenheit und den Schädigungen der Natur, die man – zu leichtfertig – in Kauf genommen hat, um Material und Energie zu gewinnen für den Bau des Weges zum Horizont.

Es gibt keine andere Lösung. Wir müssen versuchen, zu einem qualitativen Wachstum zu kommen, bei dem der Naturverbrauch zumindest nicht mehr gesteigert, wenn möglich aber vermindert wird. Wir müssen auf die schnelle Art des Reichtumserwerbs durch unbekümmerte Aneignung der *freien* Naturgüter verzichten. Die Investitionen müssen sich vor allem auf eine verbesserte Umformung von Materialien, auf neue, qualitativ bessere Produkte, auf Einsparung von Rohstoff- und Energieeinsatz und auf Vermeidung weiterer Umweltbelastungen konzentrieren. Der Raum für neue Inanspruchnahme von Natur ist nur dort frei, wo dies – noch – ohne weitere Schädigung der Natur möglich ist.

Dabei müssen wir uns bewußt sein, daß die Realität des Geldes (des Horizonts) mit der Realität der Natur (des Biotops) in Konflikt gerät. Wir müssen die Wirtschaft so ordnen, daß dieser Konflikt weder zu einer Wirtschaftskrise führt, weil wir die